

niccì FRENCH

TÖDLICHE SCHULD

THRILLER



C. Bertelsmann

NICCI FRENCH – hinter diesem Namen verbirgt sich das Ehepaar Nicci Gerrard und Sean French. Seit über zwanzig Jahren sorgen sie mit ihren außergewöhnlichen Thrillern international für Furore und verkauften weltweit über acht Millionen Exemplare. Die beiden leben in Südengland. Zuletzt erschien die achteilige Bestsellerserie um Ermittlerin Frieda Klein sowie die Stand-Alone-Thriller *Was sie nicht wusste*, *Eine bittere Wahrheit* und *Ein dunkler Abgrund*, die ebenfalls sofort nach Erscheinen in die SPIEGEL-Bestsellerliste einstiegen. Mit ihrem neuen Thriller *Tödliche Schuld* halten sie ihre Leser*innen erneut in Atem.

»Nicci French schreibt brillante Psychothriller.« *BRIGITTE*

»Nicci French – das ist einfach immer wieder eine Garantie für spannende Unterhaltung.« *hr4*

»Nicci French macht absolut süchtig.« *The Independent*

www.cbertelsmann.de

NICCI FRENCH

TÖDLICHE SCHULD

THRILLER

Aus dem Englischen
von Birgit Moosmüller

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel *The Favour* bei Simon & Schuster, London.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © der Originalausgabe 2022

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022

C. Bertelsmann in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28,
81673 München

Redaktion: Irmgard Perkounigg

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagabbildung: mauritius images / Geoffrey Stradling / Alamy / Alamy Stock Photos;
www.buerosued.de

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-29585-1

V001

www.cbertelsmann.de

Für Kersti

Prolog

Ein Kreischen gellte durch die Nacht. Sie wusste nicht, ob es von ihr selbst kam oder von ihm, während er die Hände vors Gesicht riss, oder vom Wagen, als er mit schlitternden Reifen von der Fahrbahn geriet. Plötzlich war da ein Moment der Stille, der Baum vor der Windschutzscheibe, schwarzes Laub im Scheinwerferlicht. Metall knirschte, dann ging das Licht aus. Sie schlug mit dem Gesicht hart auf, Schmerz explodierte in ihrem Schädel zu grellen Farben. Als sie den Kopf hob und die Augen öffnete, sah sie pulsierende Abstufungen von Blau, Rot und scheußlichem Violett. Ein Gefühl von Entsetzen durchflutete sie, schlimmer als der Schmerz.

»Bitte helft mir«, sagte Jude, an niemanden gerichtet.

Sie waren auf der Heimfahrt von einer Party, mit Liams rostigem altem Fiat, bei dem ein Seitenspiegel nur noch von Klebeband gehalten wurde und jedes Mal ein unheilvolles Rattern einsetzte, sobald es etwas steiler bergauf ging. Vorne saßen Jude und Liam, hinten Yolanda und Benny, wobei Benny völlig weggetreten war, den Kopf an Yolandas Schulter, den Mund weit offen, und Yolanda ebenfalls fest schlief. Jude warf einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett: Es war zwei Uhr morgens, aber immer noch warm nach einem glühend heißen Tag. Es fühlte sich an, als würde jeden Moment der Himmel aufreißen und sich eine Regenflut in die ausgedörrte, rissige Erde ergießen.

Es war überhaupt ein heißer Sommer gewesen. Jude musste daran denken, wie sie im Mai und Juni ihr Abitur geschrieben hatte,

während gleißendes Sonnenlicht durch die großen Fenster fiel: mit schwitzigen Fingern, Schweißperlen auf der Stirn und feuchten Flecken unter den Achseln. Das erschien ihr inzwischen so weit weg, wie eine andere Welt, denn seit Mitte Juni war sie verliebt – trunken vor Liebe wie nie zuvor. Ihr Körper schmerzte regelrecht davon. Sie konnte spüren, wo seine Finger sie berührt hatten. Ihre Lippen waren wund. Auf der Party hatte er sie in den Garten hinausgeführt und geküsst, bis sie sich beinahe vor aller Augen auf den Rasen gelegt hätte, doch er hatte geflüstert: »Später.« Sie spürte noch seinen heißen Atem in ihrem Ohr. Nun war später: Sie würden Yolanda absetzen, Benny aus dem Wagen hieven, bis zu seiner Haustür zerren und dann weiterfahren, in den Wald. Liam hatte im Kofferraum seines Wagens eine Decke liegen. Ihr machte es nichts aus, wenn es regnete. Sie stellte sich vor, wie sich ihre nassen Körper aneinanderpressen würden, und empfand einen Schauer der Vorfreude.

Sie sah zu ihm hinüber. Er spürte ihren Blick und legte seine Hand auf ihren Oberschenkel, den dünnen Stoff ihres Kleides. Liam Birch: so gar nicht ihr Typ. Liam war neben der Spur – Jude nicht. Sie wusste schon seit der Grundschule, dass sie mal Ärztin werden würde, und arbeitete seitdem ohne Unterbrechung hart darauf hin. Sie hatte bereits einen Studienplatz, und wenn ihre Prüfungsergebnisse es zuließen – woran sie nicht zweifelte –, wäre sie in sechs Wochen auf dem Weg nach Bristol.

Liam wusste noch nicht, wie es bei ihm weitergehen sollte. Er war handwerklich sehr geschickt, konnte fast alles reparieren und mit wenigen Bleistiftstrichen etwas höchst Lebendiges, Verblüffendes schaffen. Jude hatte ihm mehrfach geraten, Kunst zu studieren, doch er zuckte jedes Mal nur mit den Schultern und antwortete, er wolle erst mal sehen, wie sich die Dinge entwickelten, als läge die Entscheidung gar nicht bei ihm – als würde ihn das Leben einfach

überrollen und mit sich tragen. Vielleicht würde er auf Reisen gehen, meinte er: weg von dieser mittelgroßen Stadt in Mittelengland, wo er schon sein Leben lang mit seinen Eltern und seinem kleinen Bruder wohnte. Sie blickte auf die Hand hinunter, die warm und schwer auf ihrem Oberschenkel lag. Was würde passieren, wenn sie zur Uni ging? Sie hatten nicht über die Zukunft gesprochen, und auch kaum über die Vergangenheit. Sie wusste nicht viel über Liams Familie, seine Kindheit, seine früheren Beziehungen. Was zählte, war jetzt und hier: das wunderbare Gefühl, dass ihr Körper sich irgendwie auflösen schien, sobald er sie berührte oder sie nur daran dachte, wie er sie berührte – die Art, wie er sie ansah und ihren Namen sagte.

Sie waren nicht in dieselbe Schule gegangen. Liam hatte die Oberstufe der großen Schule besucht, die am Rand der Stadt in Shropshire lag, wo sie beide lebten, und Jude die Gesamtschule. Trotzdem hatte sie ihn wahrgenommen, eine hochgewachsene, schlaksige Gestalt mit dunklem Haar, das dringend geschnitten gehörte, und Klamotten, die nie neu aussahen: zerrissene Jeans, T-Shirts mit geheimnisvollen Aufschriften, eine seltsame grüne Jacke, die an jedem anderen schrecklich ausgesehen hätte, er jedoch gut tragen konnte. Sie hatte ihn in den vergangenen zwei Jahren des Öfteren registriert, wie er mit einer Gruppe anderer Teenager die Straße entlangging, rauchte, aus Dosen trank und dabei immer cool und unglaublich erfahren wirkte.

Ein paar Tage nach ihrer letzten Prüfung stellte ein Freund sie ihm auf einer Party vor. Sie wartete darauf, dass er sagen würde: »Hey, Jude«, um anschließend über seinen eigenen Witz zu lachen, doch das tat er nicht. Sie rechnete damit, dass er sich gleich wieder umdrehen und zu seiner eigenen Clique zurückkehren würde, doch auch das tat er nicht. Stattdessen erzählte er ihr von einem Fuchswelpen, den er an dem Tag überfahren hatte, und dass er erst gedacht habe, ein kleines

Kind sei vor ihm auf die Straße gelaufen. Der Fuchs habe noch gelebt und erbärmlich geschrien, sodass sich schnell ein paar Schaulustige versammelt hätten. Er habe ihn töten müssen, erklärte er, indem er ihm einen Stein vom Gehsteig gegen den Kopf knallte, und anschließend in den Wald gebracht. Fast eine halbe Stunde habe er den noch warmen, durchdringend riechenden Kadaver auf dem Arm getragen. Er kam ihr leicht zgedröhnt vor. Seine Pupillen wirkten vergrößert, weshalb seine Augen in dem schwachen Licht sehr dunkel, fast schwarz aussahen. Überrascht stellte Jude fest, wie freundlich er wirkte, und wie jung. Beinahe – nun ja, beinahe *normal*. Einfach ein gut aussehender Junge.

Die ersten paar Wochen war es ein wundervolles Geheimnis, das sie wie einen Schatz hütete. Sie erzählte es nicht einmal ihren Freundinnen, weil sie nicht wollte, dass sie die Augen verdrehten oder es durch irgendeine beiläufige Bemerkung als unwichtig abtaten – oder aber als allzu wichtig oder allzu erstaunlich einstufen. Sie wollte nicht hören, dass eine von ihnen auch schon mit ihm zusammen gewesen war oder von einer wusste, die es war, oder Getratsche über ihn mitbekommen hatte: über seinen Leichtsinn und seine plötzlichen, unerklärlichen Wutausbrüche. Sie wollte nicht, dass jemand sagte: »Bei dem musst du aufpassen.« Selbst jetzt widerstrebte es ihr noch, darüber zu reden. Hin und wieder gingen sie zusammen auf eine Party, so wie an diesem Abend, und erst gestern hatten sie den Tag mit einer Gruppe von Freunden am Fluss verbracht. Sie hatte mit Rosie über ihn gesprochen, während sie am Flussufer nebeneinander im hohen Gras lagen, den Blick auf den blauen Himmel gerichtet. Ihren Eltern aber hatte sie es nicht erzählt. Sie wusste, dass sie beunruhigt wären von Liam, der Gras rauchte, Pillen schluckte, manchmal ein bisschen ungewaschen aussah und nicht zur Uni gehen würde. Vielleicht machte gerade das seine Anziehungskraft aus: dass er einer war, den ihre

Eltern nicht gut fänden. Im September würde sie sowieso nach Bristol aufbrechen. Er war ihr Intermezzo, ihr Sommer, ihre Auszeit.

»Mir ist ein bisschen schlecht«, murmelte Yolanda auf dem Rücksitz, noch im Halbschlaf.

»Dreh das Fenster runter«, meinte Liam.

»Ich glaube, ich muss wirklich *kotzen*.«

»Nicht in meinem Wagen!«

»Es dauert nicht mehr lang bis zu dir«, erklärte Jude. »Sag uns trotzdem, wenn wir anhalten sollen.«

Doch Yolanda gab keine Antwort, weil sie wieder eingeschlafen war. Aus ihrer Richtung kam ein gurgelndes Schnarchen, dann ein Gurren.

Jude fühlte sich selbst leicht beschwipst. Liam hatte auch viel getrunken und weiß Gott was eingeworfen. Doch es war nur eine kurze Fahrt. Ein paar große Tropfen landeten auf der Windschutzscheibe. Sie hob eine Hand, um sein Gesicht zu berühren, und spürte, dass er lächelte.

Dann sagte er: »Fuck!«, oder schrie es.

Denn vor ihnen beschrieb die Straße eine scharfe Kurve, doch der Wagen fuhr geradeaus weiter, weg von der Straße, auf die Bäume zu. Das alles passierte schrecklich langsam, wie in Zeitlupe, mit beängstigend klarem Blick auf die Katastrophe und eine Welt, die nie wieder sein würde, wie sie war.

Ein Kreischen gellte durch die Nacht.

Jude konnte nicht sagen, in welche Richtung sie lag. Ihr Kopf pochte vor Schmerz, erst die eine Kopfhälfte, dann die andere. Hinten schluchzte Yolanda heftig. Von Benny war gar nichts zu hören.

»Seid ihr verletzt?«, meldete sich Liam in der Dunkelheit zu Wort. Sein Ton klang drängend.

»Ich kann nichts sehen.« Jude hob eine Hand und berührte ihr Gesicht, das sich warm und klebrig anfühlte. »Ich blute«, erklärte sie.

»Kannst du aussteigen?«, fragte Liam.

»Ich weiß nicht. Yolanda? Benny? Seid ihr in Ordnung? Was ist passiert? Was machen wir denn jetzt?«

Liam stieg aus, kam auf ihre Seite und half ihr aus dem Wagen. Sie war nicht fähig zu stehen, ihre Beine zitterten zu sehr, deswegen ließ er sie ins Gras sinken. Schemenhaft konnte sie sein bleiches Gesicht erkennen. Er wandte sich wieder dem Wagen zu, um Yolanda zu helfen, die vom Auto weg stolperte und sich dann heftig auf die Straße übergab. Jude hörte Erbrochenes auf den Asphalt klatschen.

Es fing zu regnen an. Sie hörte Liam auf Benny einreden.

»Atmet er?«

»Ja, er atmet. Aber er braucht Hilfe. Ich rufe einen Krankenwagen.«

»Muss das sein?«

Liam ging neben ihr in die Hocke und wischte ihr mit dem Saum seines T-Shirts Blut aus dem Gesicht. »Es wird alles gut.«

Tränen und Regentropfen brannten auf ihren Wangen. Ihre Zunge fühlte sich geschwollen an. »Das ist ein Albtraum!«

Liam sprach inzwischen in sein Telefon. Wie konnte er so ruhig bleiben? Jude ließ den Kopf sinken und schlug die Hände vors Gesicht. Sie hörte Yolanda schluchzen und den Wind in den Bäumen wehen und irgendwo draußen in der nassen Dunkelheit den Ruf einer Eule.

Dann in der Ferne eine Sirene.

Als Erstes traf der Krankenwagen ein, wenige Minuten später ein Streifenwagen, dann noch einer. Blaulicht zuckte über den Wald, über die in den Baum gerammte Motorhaube und die bleichen, verängstigten Gesichter der vier jungen Leute, die im Wagen gesessen hatten. Die Sanitäter waren damit beschäftigt, Benny auf eine Trage zu

heben, als er endlich die Augen aufschlug.

»Lasst mich los!«, stieß er hervor. »Was läuft denn hier ab?«

Eine Frau beugte sich über Jude und sprach in beruhigendem Ton auf sie ein, doch Jude verstand sie nicht, weil es in ihrem Kopf so laut dröhnte. Dagegen hörte sie sehr wohl, dass ein Polizeibeamter von Liam wissen wollte, ob es sein Wagen sei.

Er bejahte. Sie hob den Kopf, woraufhin er sie anblickte und lächelte. Als wäre das Ganze bloß ein Scherz, dachte Jude. Als würde nichts davon wirklich eine Rolle spielen: Solche Sachen passierten eben.

Er wurde gefragt, ob er gefahren sei, ob er etwas getrunken habe, ob sie alle angeschnallt gewesen seien. Anschließend bekam er gesagt, dass man ihn einem Alkoholtest unterziehen werde.

Sie sah Liam mit den Schultern zucken. Das blaue Licht blitzte über sein Gesicht. Dann ging wieder alles durcheinander, bis sie schließlich begriff, dass er zur offen stehenden Tür eines der Polizeifahrzeuge geführt wurde. Er schaute sich nach ihr um und hob die Hand zu einer Geste, die ihr vorkam wie ein Abschiedsgruß.

Das war im Grunde das Ende – das Ende von Liam und Jude und der bittersüßen Qual der ersten Liebe, das Ende ihres Sommers, das Ende ihrer Kindheit.

Jude blieb zwei Tage im Krankenhaus. Sie hatte eine Kopfverletzung davongetragen, weshalb man sie unter Beobachtung stellte. Ihre Nase war gebrochen, doch der junge Arzt versicherte ihr, das werde heilen und keine Narbe hinterlassen. Eine Platzwunde an ihrer Stirn musste mit zwölf Stichen genäht werden. Am Tag nach dem Unfall erkannte sie sich im Spiegel nicht wieder. Ihr Gesicht war geschwollen, die Haut übersät mit violetten, dunkelbraunen und schmutzig grünen Blutergüssen.

»Du hättest sterben können«, stellte ihre Mutter fest.

»Was hast du dir dabei gedacht, bei einem Betrunkenen einzusteigen?«, fragte ihr Vater.

Ihre Eltern sahen sich an und fragten sie nach Liam. Wer war er? Warum hatte sie in seinem Wagen gesessen?

Jude verzog das Gesicht. »Er ist bloß ein Junge, den ich kenne«, antwortete sie.

Bloß ein Junge. *Ihr* Junge. Sie versuchte ihn anzurufen, doch er ging nicht ran. Sie schrieb ihm eine Nachricht, etliche Nachrichten, in denen sie ihm erklärte, dass sie ihn dringend treffen müsse, worauf er antwortete, es sei alles ein bisschen kompliziert, aber sie solle sich seinetwegen keine Sorgen machen. Es gehe ihm gut. Wahrscheinlich müsse er nicht ins Gefängnis, sondern nur ein wenig gemeinnützige Arbeit leisten. »Reisepläne auf Eis«, schrieb er.

Gefängnis. Allein schon von dem Wort wurde ihr schlecht.

Nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus schaute sie bei ihm zu Hause vorbei. Als die Tür aufschwang, empfand sie beim Anblick von Liam einen plötzlichen Anflug von Panik und Aufregung, doch dann wurde ihr klar, dass es gar nicht Liam war, sondern jemand, der wie Liam aussah, aber jünger war, weniger entwickelt und weniger selbstsicher. Er erklärte, er sei Liams Bruder, Dermot. Liam sei nicht da, niemand sei da. Abgesehen von dir, entgegnete Jude, woraufhin er errötete. Sie fragte, ob es Liam gut gehe. Dermot antwortete, ja, es gehe ihm gut, er sei nur ein bisschen angeschlagen.

Nachdenklich betrachtete sie diesen Jungen – wie alt er wohl war? Fünfzehn? Sechzehn? – und bat ihn dann, seinem Bruder auszurichten, sie wolle ihn sehen. Nein, verbesserte sie sich: Sie *müsse* ihn sehen. Mit zittriger Stimme fügte sie hinzu, so dürfe es nicht enden. Bitte, sagte sie. *Bitte*. Die Worte hingen zwischen ihnen in der Luft. Liams Bruder machte einen Moment den Eindruck, als wollte er etwas sagen, doch

stattdessen nickte er nur. Sie wandte sich ab und ging.

Tagelang saß sie teilnahmslos zu Hause im Wohnzimmer und sah fern, trotz der Hitze in eine Decke gehüllt, während ihr Kopf immer noch pochte und ihre blauen Flecken sich erst in Blasslila und dann in Gelb verwandelten. Freunde kamen zu Besuch und taten durch aufgeregte Ausrufe kund, wie schrecklich sie fänden, was passiert sei. Sie versuchte zu lächeln und mit ihnen zu sprechen. Die Besucher brachten Körperlotionen und selbst gebackene Kekse. Rosie schenkte ihr eine riesige Topfpflanze, die für Judes Studentinnenbude gedacht war, aber innerhalb einer Woche einging.

Der Unfall war wie ein greller Albtraum, an den sie sich nur bruchstückhaft erinnern konnte. Liam kam ihr inzwischen vor wie eine Gestalt aus einem verblässenden Traum. Manchmal schreckte sie in den frühen Morgenstunden aus dem Schlaf hoch und stellte fest, dass sie weinte.

Schließlich holte sie sich ihre Prüfungsergebnisse ab, die noch besser waren als erwartet. Sie würde also tatsächlich nach Bristol gehen und Ärztin werden. Ihr Leben verlief immer noch in der richtigen Bahn.

Liams Leben lief immer noch *nicht* in der richtigen Bahn. Benny erzählte Jude, seine Ergebnisse seien nicht besonders. »Das war ihm aber schon vorher klar«, fügte er hinzu, als wäre das ein Trost. »Es macht ihm nicht viel aus. Du weißt ja, wie er ist.«

Wie war er?

Wochenlang musste sie ständig an ihn denken, bis sie es dann mit der Zeit leichter fand, es nicht mehr zu tun.

Es waren nur drei Monate ihres Lebens gewesen: drei intensive, schwindelerregende Monate, die ein Loch in ihr Leben gebrannt hatten.

Ein paar Tage vor ihrer Abreise nach Bristol sah sie ihn auf der Straße mit einem Mädchen. Die beiden bewegten sich von ihr weg,

aber sie hätte ihn überall erkannt: die hochgewachsene Gestalt in zerrissenen Jeans, die lässige Art, wie er ging – leicht schlurfend, als könnte man nicht von ihm verlangen, die Füße zu heben –, das dunkle, widerspenstige Haar. Sie begann zu weinen. Dicke Tränen liefen ihr über die Wangen, an denen inzwischen keine Blutergüsse mehr zu sehen waren. Sie versuchte nicht, ihn einzuholen. Stattdessen wandte sie sich ab und ging in die andere Richtung.

Sie war davon überzeugt, ihn nie wiederzusehen.

Es war eine Routinenachtschicht gewesen. Jude war mehrfach in die Notaufnahme hinuntergerufen worden. Es hatte sich in allen vier Fällen um Frauen gehandelt, drei davon über achtzig, eine sogar über neunzig. Drei waren gestürzt, eine war bewusstlos eingeliefert worden. Zwei hatten einen sehr verwirrten Eindruck gemacht. Auf der Station war es ruhig, wenn auch nicht im wörtlichen Sinn. Eine Patientin mit schwerer Demenz rief ständig nach ihrer Mutter. Ein männlicher Patient wachte immer wieder auf und schrie in panischem Ton irgendetwas Unverständliches, schlief ein, erwachte erneut und schrie die gleichen angsterfüllten Worte. Jude hatte mit der diensthabenden Nachtschwester darüber beratschlagt, ob seine Medikamente anders dosiert werden mussten, dann aber beschlossen, die Dosis zu lassen, wie sie war.

Jahre zuvor hatte sie mal in einer Notaufnahme im Süden Londons gearbeitet. Freunde von ihr, die den Job auch schon gemacht hatten, meinten, sie hätten das Adrenalin genossen, die Unsicherheit, nicht zu wissen, was fünf Minuten später passieren würde. Jude hatte nie so empfunden. Sie spürte nicht viel Adrenalin, wenn sie Leute behandelte, die sich im Suff schlägerten, im Suff stürzten oder im Suff einen Autounfall hatten. Man flickte sie zusammen und schickte sie wieder weg. Diejenigen, die man selbst nicht zusammenflicken konnte, schickte man zu jemandem, der es konnte. Manchmal hatte man es schrecklicher Weise auch mit übel zugerichteten Toten oder Sterbenden zu tun. Daran konnte sie sich nie gewöhnen.

Als sie sich am Ende für die Geriatrie entschied, reagierte ihr

Freundeskreis überrascht. Fand sie das nicht deprimierend? Nein, fand sie nicht. Sie tat, was andere Ärzte auch taten: stellte Diagnosen, verschrieb Medikamente, ordnete Untersuchungen an. Zugleich aber kam sie sich vor wie eine Ärztin aus einem früheren Zeitalter, als man manchmal nichts anderes tun konnte, als bei seinen Patienten und Patientinnen zu sitzen, ihre Hand zu halten, mit ihnen zu sprechen, ihnen zuzuhören und für sie da zu sein. Hinter alledem – der Maske des Alters – waren sie genauso lustig und kompliziert und erledigt wie alle anderen auch. Jedes Mal, wenn sie es schaffte, jemanden in einem Zustand heimzuschicken, der ein klein wenig besser war als bei der Einlieferung, schmerzfrei vielleicht oder sogar in der Lage, ohne Hilfe zu gehen, fühlte sich das an wie ein Sieg.

Sie sah auf ihr Handy. Die vierundneunzigjährige Patientin sollte inzwischen beim Röntgen sein. Jude nahm sich vor, nach ihr zu sehen, ehe sie ging. Dann ärgerte sie sich über sich selbst und machte sich eine schriftliche Notiz. Mentale Notizen brachten nichts.

Sie warf einen Blick auf die große Wandtafel neben der Schwesternstation: nichts, worum sie sich nicht bereits gekümmert hatte. Sie ging zu der am Schreibtisch sitzenden Schwester und fragte sie, ob sich noch mal jemand von der Notaufnahme gemeldet habe.

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Die sind so fürchterlich da unten. Die melden sich nie. Die rufen nie zurück.« Sie klopfte mit dem Finger auf die Schreibtischplatte. »Aber sobald *sie* was wollen ...«

»Ich weiß«, bestätigte Jude. »Wem sagen Sie das.«

Sich gemeinsam über die Ineffizienz und die Arroganz anderer Stationen zu beklagen – das schweißte sie zusammen.

»Aber jemand anderer hat sich gemeldet«, erklärte die Schwester.

»Haben Sie die Nummer aufgeschrieben?«

»Nein, ich meine persönlich. Er war hier und wollte Sie sprechen.«

»Welche Station?«

»Ich glaube nicht, dass er hier im Krankenhaus arbeitet. Ich habe ihm gesagt, dass Sie beschäftigt sind. Er wollte unten warten.«

Jude starrte sie verblüfft an. Wer sollte sie in der Arbeit besuchen? So früh am Morgen?

»Seltsam. Ging es um etwas Wichtiges?«

Die Schwester schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht. Er hat bloß gesagt, er wolle warten. Es klang nicht so dringend. Er ist unten im Haupteingang.«

Jude warf einen Blick auf die Uhr. Halb sieben. Noch eine halbe Stunde. Das war oft der stressigste Teil ihrer Schicht. Sie musste alle ihre üblichen Pflichten erfüllen, während es gleichzeitig die Übergabe an den nächsten Assistenzarzt vorzubereiten und schließlich durchzuführen galt. Manchmal kam es ihr so vor, als würde ihr irgendein Rachegott kurz vor Schluss noch einen richtig vertrackten Fall schicken. Die bewusstlose Patientin entpuppte sich als schwierig. Es handelte sich wahrscheinlich um einen Schlaganfall, aber die Frau hatte eine Vielzahl anderer Leiden. Nach einem verwirrenden und unbefriedigenden Gespräch mit der Begleitperson, einem nicht eindeutigen Untersuchungsergebnis und einer Reihe von Telefonaten blickte Jude hoch und stellte fest, dass es bereits zwanzig nach acht war.

Sie begab sich in das kleine Büro, in dem sie ihren Mantel, ihre Tasche und ihre Schlüssel aufbewahrte. Wie immer ließ sie sich dort einen Moment Zeit, um ihre Gedanken zu sammeln. Gab es etwas, das sie womöglich zu erledigen vergessen hatte? Ihr fiel nichts ein.

Sie zückte ihr Handy, warf einen Blick darauf und blinzelte. Ein schwacher Schimmer umgab das Gerät, fast als würde es leuchten. Manchmal lag das nur an ihrer Müdigkeit, in der Regel aber nicht. Für gewöhnlich war es das erste Anzeichen einer bevorstehenden Migräne. Wobei es fast nie während der Arbeit passierte. So, als

wartete ihr Gehirn freundlicherweise, bis sie erledigt hatte, was zu tun war. Es würde ihr genug Zeit einräumen, um nach Hause zu kommen. Erst dann würden die Kopfschmerzen einsetzen. Manchmal halfen die Medikamente, wenn sie sie rechtzeitig einnahm. Sie begann ihre Nachrichten durchzusehen.

Sie und Nat hatten eine Hochzeit vorzubereiten. Oft wünschte sie, sie beide hätten einfach zum Standesamt gehen können, mit zwei Freunden als Trauzeugen. Aber Nat war der Meinung gewesen, es sei ein toller Grund für ein Fest, und seine Mutter würde es ihm nie verzeihen, wenn ihr Sohn keine anständige Hochzeitsfeier bekäme. Ab da war das Ganze angewachsen wie ein Pilzgeflecht. Erst hatten sie schon Monate gebraucht, um sich auf den richtigen Ort zu einigen, und nun, nachdem das geklärt war, ging es um die Bewirtung, die Blumen, die Daten und ihr Kleid. Die Migräne, die allmählich Fahrt aufnahm, sandte ein erstes kleines Aufblitzen von Schmerz aus, als sie an dieses Thema dachte. Sie trug normalerweise weder Kleider noch Schuhe mit hohen Absätzen, sondern Herrenanzüge aus karitativen Secondhandläden, Jumpsuits, Jeans, Wanderstiefel, Sandalen und Pumps: alles, was ihr das Gefühl gab, beweglich zu sein und schnell das Weite suchen zu können. Doch Nat zog die Nase kraus, als sie ihn darauf hinwies, und lachte dann verlegen, krampfhaft bemüht, es ins Scherzhafte zu ziehen. Er wünschte sie sich als richtige Braut, sah sie vor seinem geistigen Auge schon weich gezeichnet, bekleidet mit irgendetwas Hellem, Weiblichem, den Blick voller Zärtlichkeit auf ihn gerichtet, während sie »Ja, ich will« hauchte.

Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie sich darüber beklagte, und sei es nur sich selbst gegenüber. Schließlich übernahm Nat die ganze harte Arbeit. Hin und wieder legte er ihr etwas zur Entscheidung vor. Wollte Sie lieber dieses oder jenes? Dieses Menü? Diesen Wein? Diesen Tischschmuck?

Ihr Telefon klingelte, und sie wusste schon, wer es war, bevor sie einen Blick darauf warf. Wenn sie Nachtschichten hatte, war es, als lebten sie und Nat in unterschiedlichen Zeitzonen, obwohl sie zusammenwohnten. Sie kam dann erschöpft nach Hause, während er gerade in sein Büro in Lambeth aufbrach, wo er als Projektleiter im Gesundheitswesen arbeitete. Manchmal verpasste sie ihn sogar ganz.

»Guten Morgen«, sagte sie.

»Irgendwelche Dramen?«

»Bloß das Übliche.«

Die Ereignisse der Nacht verblassten bereits, so, als ob sie nach einem tiefen Schlaf erwachte und spürte, wie ihr die Erinnerungen an ihre Träume entglitten.

»Sollen wir uns zum Frühstück treffen? Ich kann in ein paar Minuten aufbrechen.«

»Wunderbar. Dann am üblichen Platz.«

Normalerweise verließ sie das Krankenhaus durch den Seiteneingang, doch als sie das Erdgeschoss erreichte, wandte sie sich um und steuerte auf den Haupteingang zu.

Im Eingangsbereich befanden sich etliche Leute. Einige standen in Grüppchen beisammen und unterhielten sich, andere saßen auf den Bänken, lasen, warteten.

»Du siehst anders aus«, sagte eine Stimme. »Aber trotzdem noch genau wie früher.«

Jude hatte ganz vergessen, dass jemand auf sie wartete.

Sie wandte den Kopf, und da war er: groß, etwa ihr Alter, dunkle, zerzauste Haare, Bart. Seine Augen wirkten fast schwarz. Zu einer ausgewaschenen Jeans trug er eine abgewetzte graue Jacke und um den Hals einen wild gemusterten Schal.

»Es war nicht leicht, dich aufzuspüren«, sagte er.

Sie erkannte ihn nicht.

Und dann dämmerte es ihr.

»Das ist jetzt nicht dein Ernst«, antwortete sie, während sich auf ihrem Gesicht ein Lächeln ausbreitete.

Es war Liam.

2

Du bist Ärztin.« Liams sanftes Lächeln erweckte die Vergangenheit so heftig zum Leben, dass Jude davon ganz flau im Magen wurde.

Sie blickte sich um, als müsste sie sich erst vergewissern, dass es stimmte: dass sie tatsächlich Ärztin war und das hier tatsächlich ein Krankenhaus.

»Ja, ja, bin ich. Mehr oder weniger.«

»Das hast du dir doch immer gewünscht.«

Es war unmöglich, mit diesem Geist aus ihrer Vergangenheit Small Talk zu machen.

»Ich dachte nicht, dass ich dich jemals wiedersehe.«

»Ja, ich weiß«, antwortete er langsam. »Besser gesagt, so genau weiß ich es nicht. Aber es war kompliziert.«

Sie schaute ihn an und konnte den Blick nicht mehr von ihm abwenden. Eine passende Antwort fiel ihr nicht ein.

»Können wir einen Kaffee miteinander trinken?«, fragte er. »Es sei denn, du musst irgendwohin.«

»Ich bin auf dem Weg nach Hause. Ich muss ins Bett.«

»Dann vielleicht entkoffeinierten Kaffee.«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. »Nach einer Nachtschicht hält mich nichts wach. Ich trinke gerne einen Kaffee mit dir.«

Sie verließen das Krankenhaus und überquerten die Whitechapel Road. Jude führte ihn ein Stück in die Brick Lane hinein, zu einem Café, das erst kürzlich aufgemacht hatte, mit vielen weichen Sesseln und groben Holztischen. Plötzlich fiel ihr Nat ein, der im Begriff stand, Richtung Krankenhaus loszufahren, um sich mit ihr zu treffen.

Hoffentlich war er noch nicht aufgebrochen. Sie holte ihr Handy heraus und schrieb ihm: *Tut mir leid! Notfall. Frühstück klappt nicht. Bis heute Abend.xxxx*

Sie saßen sich am Tisch gegenüber. Jude war ganz schummrig zumute, so seltsam kam ihr das Ganze vor.

»Möchtest du Frühstück?«, fragte sie. »Eier oder sonst was?«

Er schüttelte den Kopf und bestellte für sie beide Kaffee. Ihr Hunger hatte sich verflüchtigt. Während die junge Frau hinter dem Tresen die Getränke zubereitete, musterten Jude und Liam sich einfach nur wortlos. Das Schweigen fühlte sich nicht unangenehm oder peinlich an.

Als der Kaffee eintraf, zog Jude ein Päckchen aus der Tasche, nahm zwei rosarote Pillen heraus und spülte sie mit einem Schluck Kaffee hinunter. Liam sah sie fragend an.

»Ich bekomme eine Migräne. Das stoppt sie manchmal.«

»Früher hattest du das aber nicht, oder?«

»Nein, es begann kurz nach ...« Sie brach ab. Nach dem Unfall. Damals hatte es angefangen. »Ich habe es oft. Die Farben sehen plötzlich seltsam aus, und dann muss ich ein paar Stunden ins Bett.«

»Wie auch immer, Glückwunsch«, sagte Liam und hob seine Kaffeetasse.

»Wozu?«

»Zu deiner bevorstehenden Hochzeit.«

»Woher weißt du das?«

»Jemand hat es mir erzählt. Als ich versucht habe, dich aufzuspüren.«

Jude lachte. »Mich aufzuspüren? Was bist du? Privatdetektiv?«

»Nur ein alter Freund.« Er nahm einen Schluck von seinem Kaffee. »Ärztin. Genau wie du immer gesagt hast. Du hast es geschafft.«

Jude fühlte sich plötzlich atemlos. Sie war davon überzeugt

gewesen, Liam nie wieder zu sehen. Trotzdem hatte sie sich im Lauf der Jahre oft vorgestellt, ihn zu treffen: zufällig, im Bus, auf der Straße, in einer Menschenmenge oder beim Wandern in den Cleve Hills nahe ihrem Elternhaus in Shropshire. Denn es gab Dinge, die sie loswerden musste, schon seit über einem Jahrzehnt gern losgeworden wäre, auch wenn sie nun, da der Moment tatsächlich gekommen war, nicht recht wusste, wie sie anfangen sollte.

»Eigentlich hätte ich *dich* aufspüren sollen«, begann sie zögernd. »Ich weiß, dass du ...« Sie hielt inne. »Ich habe es nie vergessen.«

Er runzelte die Stirn, als müsste er darüber erst nachdenken. Als er schließlich antwortete, wirkte er gar nicht zornig, ja nicht einmal traurig – nur nachdenklich, als spräche er über jemand anders.

»Ich habe damals ein paar Entscheidungen getroffen«, sagte er, »und nicht alle davon waren gut. Dir ist wahrscheinlich zu Ohren gekommen, dass ich zu allem Überfluss auch noch meine Abschlussprüfung vermasselt habe.«

»Das tut mir leid.«

»Schon in Ordnung. So was passiert. Inzwischen läuft es besser, zumindest im Großen und Ganzen. Ein, zwei Dinge muss ich noch klären, aber ansonsten geht es mir gut.« Er hielt einen Moment inne und lächelte dann – nicht ironisch und auch nicht so wie früher, wissend und verhalten, sondern auf eine Weise, die sein ganzes Gesicht verwandelte und ihn schlagartig jünger aussehen ließ. »Ich habe einen kleinen Sohn«, verkündete er. »Alfie. Er ist jetzt ein Jahr alt.«

Jude blinzelte. »Wow! Einen Sohn! Sieht er aus wie du?«

»Die Leute behaupten es. Armer kleiner Kerl.«

»Das ist so schön.« Am liebsten hätte sie losgeheult, wusste aber nicht, warum. Stattdessen lächelte sie.

»Tja, nun ...«

Jude holte tief Luft. »Ich muss dir etwas sagen.«

»Schieß los.«

»Bevor ich es sage, musst du etwas wissen. Ich bin mit Nat zusammen und schätze mich glücklich, ihn zu haben, und wir wollen heiraten, aber das weißt du ja schon, außerdem wollen wir uns ein Haus kaufen.«

»Gut.« Sein Ton klang trocken.

Sie streckte eine Hand aus und griff nach der seinen, die sich warm anfühlte. Er schlang die Finger um ihre.

»Nein, hör zu, ich meine es ernst. Ich musste dir das vorher sagen, weil ich dir eigentlich etwas anderes sagen will.« Sie holte noch einmal tief Luft. »Ich habe dich damals so geliebt, Liam. Ich war völlig hin und weg. Absolut hingerissen. Ich konnte an nichts anderes mehr denken als an dich. Danach habe ich auch noch ewig an dich gedacht. Eigentlich jahrelang.«

Jude keuchte fast, nachdem sie das alles hervorgestoßen hatte. Damals hatte sie nie etwas Derartiges zu ihm gesagt. So etwas war ihr überhaupt noch nie über die Lippen gekommen. Sie musste an Nat denken und empfand einen Anflug von schlechtem Gewissen.

Liam schüttelte den Kopf. »Du hast mein Leben auch ziemlich auf den Kopf gestellt, musst du wissen.«

»Und dann hast du alles verloren. Nach dem Unfall.« Jude sprach jetzt sehr langsam und behutsam. »Rückblickend kommt es mir so unreal vor, wie eine Mischung aus Märchen und Albtraum. Da ist diese schreckliche Sache passiert, und am Ende habe ich alles bekommen, was ich mir wünschte, und du hast das meiste von dem, was du wolltest, verloren.« Jude sah Liam an, registrierte bei ihm aber keinerlei Reaktion. Sie konnte nicht sagen, was er empfand. »Hinterher hast du mich abgewiesen. Du wolltest mich nicht sehen. Ich hatte das Gefühl, dass du meinen Anblick nicht mehr ertragen konntest, nachdem wir das miteinander durchgemacht hatten. Ich bin

dann wie in einen Tunnel eingetaucht und habe versucht, so zu tun, als wäre das alles nie passiert. Dafür schäme ich mich.«

»Das war vor zehn Jahren«, entgegnete Liam sanft.

»Elf«, stellte Jude richtig. »Mehr als elf.«

»Wir waren noch Kinder.«

»Ich weiß. Und jetzt sind wir erwachsen.«

Sie blickte auf ihren Kaffee hinunter. Sie hatte ihn nicht mal angerührt. Zögernd nippte sie daran. Er war kalt. Ohne sie zu fragen, griff Liam nach den beiden Kaffeetassen, trug sie hinüber zur Theke und kehrte kurz darauf mit zwei neuen zurück.

»Hier«, sagte er. »Trink ihn, bevor er auch wieder kalt wird.«

Jude nahm einen Schluck. Ihr Kopf dröhnte bereits leicht.

»Du hast mich noch gar nicht gefragt, warum ich wieder Kontakt mit dir aufgenommen habe.«

»Ich stehe unter Schock. Ich muss das erst verarbeiten. Also, warum hast du wieder Kontakt mit mir aufgenommen?«

Liam grinste. Plötzlich sah er genau aus wie als Teenager, als sie in ihn verliebt gewesen war, und sie spürte wieder jenes Gefühl in der Brust.

»Ich möchte, dass du mir einen Gefallen tust«, erklärte er. Seine Augen wirkten in dem Moment schwarz wie Schlehen.

»Einen Gefallen?«

»Ja.«

»Was für einen Gefallen?«

Er zog einen Zettel aus der Tasche und schob ihn über den Tisch. Sie griff danach. Es war eine Adresse: Springs Cottage, mit einer Postleitzahl, die sie nicht kannte, aber definitiv außerhalb von London lag.

»Was ist das?«

»Ich möchte, dass du am Samstag da hinfährst.«

DANK

Während wir diese Geschichte über Orte schrieben, die wir nicht aufsuchen durften, erfuhren wir auf unterschiedlichste Weise Hilfe und Unterstützung durch Menschen, mit denen wir uns nicht treffen durften.

In einer auf den Kopf gestellten Welt fanden sie außergewöhnliche Wege, kreativ zu sein.

Unsere britischen Agenten: Sarah Ballard, Eli Keren, St John Donald.

Unsere britischen Verlagspartnerinnen und -partner: Suzanne Baboneau, Ian Chapman, Jess Barratt, Hayley McMullan, Katherine Armstrong, Louise Davies.

Dank auch den Buchhändlerinnen und Buchhändlern, den Buchbloggerinnen und -bloggern und unseren Leserinnen und Lesern, die uns durch ein dunkles Jahr getragen haben.

Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...



Nicci French

Finstere Schatten

Thriller - Ein Fall für Maud O'Connor

C. Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)



Nicci French

Blutsbande

Thriller. Englisch, abgründig, Nicci French - Der packende Thriller des Bestseller-Duos

C. Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)



Nicci French

Ein dunkler Abgrund

Thriller

C. Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)



Nicci French

Eine bittere Wahrheit

Thriller – Der mörderisch spannende SPIEGEL-

Bestseller des englischen Autorenduos

C. Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)



Nicci French

Was sie nicht wusste

C. Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)

